



Predigt über Johannes 2,1-11

2. Sonntag nach Epiphania, 17.01.2021

von Pfarrerin i.R. Ulrike Frank-Schlamberger

Am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen. Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus spricht zu ihr: Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. 6 Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Maße. Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt's dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten's, die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie trunken sind, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Liebe Gemeinde!

Wenn Sie diese Geschichte lesen, mit wem sympathisieren Sie da?

Mit Jesus, der sich ganz von Maria und ihren Erwartungen distanziert:

Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau?

Oder mit Maria, die ihn drängt. Die stolz auf ihren Sohn ist.

In jungen Jahren fand ich Maria einfach schrecklich. Kann sie ihren erwachsenen Sohn nicht in Ruhe lassen? Muss sie sich einmischen? Immer diese Mütter, die sich durch ihre Kinder definieren, die keine abgegrenzte Identität haben, die nicht nur mit ihren Kindern leben, sondern durch ihre Kinder erst lebendig sind.

Aus diesen Gedanken spricht die junge Frau, die nicht Mutter ist. Die meint alles einmal anders und besser machen zu können.

Heute hat sich mein Blick auf die Handelnden verändert. Heute habe ich viel Verständnis für sie, die Mutter. Ich finde es eigentlich unverschämte, wie Jesus, der Sohn, sich von Maria abgrenzt. Es hört sich für mich beinahe pubertär an, wie er da sagt: „*Was habe ich mit dir zu*

schaffen, Frau“, erinnert mich an Zeiten, in denen wir Eltern unseren Heranwachsenden so was von peinlich sind.

Es ist immer eine Frage der Perspektive, wie wir Texte verstehen. Was uns daran anspricht, was wir verstehen und was uns fremd bleibt. Auch bei Bibelgeschichten.

Jetzt ist die Heilszeit gekommen.

Das öffentliche Wirken Jesu beginnt im Johannesevangelium mit diesem Wunder. Wir sind auf einem großen, prächtigen orientalischen Fest, einer Hochzeit. Der Wein geht aus – Jesus sorgt für Nachschub.

Die Heilszeit begonnen, das Gottesreich ist angebrochen! Mit Fülle und Überfluss.

Das Leben – ein Fest.

Die Heilszeit – ein orientalisches Fest!

Doch hat sie wirklich begonnen; diese besondere Zeit, das Gottesreich?

Da sind sich Maria, die die Haupthandelnde in diesem Wunder ist und ihr Sohn Jesus nicht einig. Maria meint: es ist Zeit. Seine Stunde ist gekommen.

Jesus distanziert sich von ihr, von diesen Ansprüchen und Erwartungen: meine Stunde ist noch nicht gekommen.

Stunde ist bei Johannes mehr als zehn Uhr.

Stunde ist der richtige Augenblick für die richtige Sache.

Der Kairos! Das Zusammentreffen von allen Bedingungen, sodass etwas genau passt und glückt und richtig ist. Stunde ist auch die Zeit von Jesu Kreuzigung, die Johannes als Erhöhung und Heimkehr zum Ursprung erzählt.

Hat sie begonnen, die Heilszeit?

Ist jetzt die Zeit, in der die Menschen das Leben spüren so wie Gott es sich gedacht hat?

Ist jetzt der Augenblick, in dem dieses Fest mehr wird als eine normale Hochzeit?

Wird dieses Fest ein Erlebnis, von dem noch Generationen erzählen werden? Woran man sich in Zeiten der Dunkelheit erinnern kann und davon zehren. „Damals haben wir erlebt, was Glück heißt.“

Ist jetzt die Zeit, in der die Armen ihre Häupter erheben, weil sie erfahren, dass sie die Lieblinge Gottes sind? Wo die Gefangenen frei und die Hungrigen satt werden?

Das erwarteten jüdische Menschen mit dem Beginn des Gottesreiches, der Heilszeit.

Das erwarteten die jungen christlichen Gruppen.

Hat sie nun begonnen, die Heilszeit – wie Maria meint?

Oder doch noch nicht – wie Jesus am Beginn der Geschichte meint?

Darüber wird in den Gemeinden für die Johannes schreibt diskutiert.

Besondere Zeit?

Erfüllte Zeit?

Geglückt, in Beziehung leben, frei von Angst?

Unser Lebensgefühl ist meist mittelmäßig. Und Fest haben wir schon lange keines mehr gefeiert. Die Pandemie hat unser Leben fest im Griff. Wir sind erfüllt von Sorgen, von Herausforderungen, Langeweile, Einsamkeit. Alles andere als angstfrei.

Viele fühlen sich ausgelaugt, müde, kraftlos. Es dauert schon zu lange mit der Pandemie. Die Einschränkungen, das Aufpassen, die Distanz. Es fehlt die Kraft an morgen zu denken, ist doch das Heute mühsam genug.

Lebensfreude fehlt.

Der Sinn der täglichen Arbeit verblasst.

Enttäuschungen lähmen, Ängste, Trauer, Verluste besetzen das Leben.

Wir fühlen uns überfordert, ohnmächtig.

Zurück zur biblischen Geschichte:

Auch die Gemeinden, für die Johannes sein Evangelium schreibt, erleben erst einmal keine Heilszeit. Im Gegenteil: Verfolgung und Bedrohung!

„Das soll das Gottesreich sein?“, fragen sich die Menschen. „So viel Mangel, so viel Gefahr?“

Maria steht für das „Trotzdem“. Mangel kann verwandelt werden. Ich muss nicht beim Mangel stehen bleiben. Sie hat unendliches Vertrauen in Gottes Kraft, die hier in Jesus wirkt. Ihr Glaube eröffnet die besondere Zeit. Die Zeit, in der deutlich wird, wofür Jesus steht und was er tut.

Ihr Glaube: In ihm verkörpert sich das Vertrauen der Gemeinde, dass mit Jesus die Heilszeit begonnen hat – allen Widrigkeiten, die sie erleben zum Trotz.

Sie erleben Mangel, erleben, dass ihnen etwas fehlt. Es ist, wie wenn bei einer Hochzeit der Wein ausgeht. Schrecklich!

Maria sieht die Kraft, sie nimmt diese Kraft in Anspruch, lässt sie wirken und damit wird Gott leibhaftig spürbar. Jesus braucht hier Maria, die ihn darauf hinweist, diese Fähigkeit zu gebrauchen: Gott lebendig werden zu lassen.

Es ist ein Wunder, nicht machbar: der Alltag wird zu einem rauschenden Fest. Damals und auch heute.

Es ist ein Wunder, nicht verfügbar, wenn ein geplantes Fest wirklich zu einem einmaligen Ereignis wird; Menschen sich dort als fröhlich Feiernde erleben, die die Zeit miteinander sinnvoll verbringen.

Es ist ein Wunder, wenn Menschen ihre Sinne spüren und Lust am Leben und Glück erfahren. Damals wohl und auch heute.

Es ist ein Wunder, wenn ich mitten im Alltag merke, dass etwas verwandelt ist, neu, anders, sinnvoller als vorher. Damals und auch für uns heute.

Es ist ein Wunder, wenn ich mich freuen kann, mein Leben mit Lust leben – trotz der vielen schweren Erfahrungen, die wir schon gemacht haben.

Das Wunder geschieht hier unbemerkt und die es erleben, schreiben es nicht einmal Jesus zu. Der Kellermeister wundert sich über den Bräutigam.

Im Alltag werden die Wasserkrüge mit Wasser gefüllt. Der Alltag wird zum Fest. Was daraus getrunken wird, ist der köstlichste Wein.

Das ganz Normale erfüllt unser Leben – und was wir daraus schöpfen sind immer wieder berauschte Erfahrungen, glückliche Stunden, freudige Erlebnisse. Erfahrungen von Gottes Nähe. Wir wundern uns vielleicht.

Wem schreiben wir es zu? - Das scheint nicht so wichtig zu sein.

Wesentlich ist:

Die besondere Zeit, die damals angebrochen ist, die soll es auch immer wieder für uns geben.

Darauf vertrauen wir.

Es soll immer wieder Gott in jedem Leben spürbar werden und damit diese ganz besondere Stunde. Das kann im gleichmäßigen Trott der täglichen Anforderungen sein.

Das kann sogar mitten in der Pandemie geschehen.

Eine orientalische Hochzeit als Bild für das Verhältnis Gottes zu uns Menschen. Und Jesus sorgt dafür, dass das Sinnliche, Geschmackvolle, nicht ausgeht in dieser Beziehung.

Aus dieser Verheißung leben wir.

Auch heute!

Amen